

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 41

Sonntag, den 10. Oktober

1915

Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Parling.

(Nachdruck verboten.)

Frühlingsstürme durchbrausen die Straßen der kleinen üblichen Garnisonstadt Schellhausen. Gestern noch hingen die Regenwolken trüb und schwer am bleifarbenen Himmel. Nun hat sie der Sturm auseinandergetrieben und die junge Sonne bahnt sich eifrig ihren Weg durch das dunkle, zerflatterte Gewölk. An Türen und Fenstern pocht der Sturm mit mahnendem Ruf: Erwacht vom Winterschlaf! Es will Frühling werden!

Schneeglöckchen und Himmelschlüssel stecken neugierig die Köpfe aus der schützenden braunen Scholle, doch der lose, lärmende Gesell zupft sie urfaust an den neuen, glänzenden Röckchen, er schüttelt die Glöckchen durcheinander, daß die Luft ein klingendes Geräusch durchzittert. Ueber Busch und Strauch liegt ein zarter, spinnwebfeiner grüner Schleier, — der Odem des Frühlings hat ihn hingehaucht. Auf den Straßen wird's lebendig. Frohe, lachende Menschen in farbenprächtigen Frühlingskleidern hat Frau Sonne hinausgelockt, in die würzige, erfrischende Frühlingsluft. Ein schlanker, junger Mann indem man trotz der Zivillleidung unschwer den Offizier erkennt, geht langsam die nicht allzu breite Hauptstraße hinab, die zur Vorstadt führt. Geschäftshäuser mit mehr oder minder bunten, aufbringlichen Auslagen säumen die Straße zu beiden Seiten ein. Suchend schweift der Blick des jungen Herrn umher, man sieht, er ist in der Vorstadt nicht daheim.

„Nummer 142!“ murmelt er halblaut, als er bis zu einer Brücke gekommen, die über einen kleinen Fluß hinüberführt; „da müßte also das Haus jenseits der Brücke das gesuchte sein.“ Unschlüssig bleibt er auf der Brücke stehen, die Hände in den weiten Taschen seines grauen Reisemantels vergrabend. Kalt bläst der Wind gerade hier am Fluße, er schlägt den Manteltrager hoch, nachdenklich blickt er in die trübe, grünlichgelbernde Flut hinab, die gurgelnd und zischend sich an den Brückenpfeilern bricht.

„Seltsam, wie bekannt mir diese Gegend plötzlich vorkommt! Und doch möchte ich zehn gegen eins wetten, daß mein Fuß sie noch niemals betreten hat.“

Und wieder blickt er sinnend hinab auf das trübe Bild dort

unten, auf das schmutzige Wasser und den schmalen, schlüpfrigen Pfad, der sich längs des Fließchens hinzieht. Zur linken begrenzt ihn eine zerbröckelte Backsteinmauer, die augenscheinlich einem Garten zur Einfriedigung dient, denn Flieder und Jasminbüsche drängen sich über dieselbe und ein wilder Kastanienbaum streckt seine noch fast nackten Arme bis hinab in den kleinen Fluß.

Ein plötzliches Erinnern flammt in den blauen Augen des jungen Mannes auf.

„Richtig, hier war's, hier habe ich das kleine, blonde Mädchen gesehen, meine gute, milderherzige Fee! Was mag wohl aus ihr geworden sein?“

Eine Episode aus seinen Knabenjahren steht wieder in greif-

barer Erinnerung vor ihm. Er war noch auf dem Gymnasium, ein blutjunger Mensch, der kaum das schützende Dach des Vaterhauses verlassen hatte. Da war er eines Tages in lockere Gesellschaft geraten, man hatte ein Spielchen gemacht, und er hatte verloren, kein Vermögen zwar, aber doch für seine bescheidenen Verhältnisse viel zu viel. Seine bittere Reue konnte das Geschehene nicht ungeschehen machen, und so irrte er von Verzweiflung geplagt in den Straßen eben dieser Stadt, die ihm ja als Pennäler zum Aufenthalt gebietet, umher. Seinem Vater durfte er sich nicht entdecken; der war über die Mahnen streng, kostete es ihm doch Mühe genug, den letzten Rest, der dem Freiherrn von Strehlen geblieben war, vor gänzlichem Verfall zu bewahren. Der Vater konnte ihm nichts geben, das war völlig ausgeschlossen, was aber sollte er beginnen? In drei Tagen mußte die Schuld beglichen sein, er

hatte sein Ehrenwort gegeben. Wohl war es das Ehrenwort eines halben Kindes, aber gleichviel, es war das Ehrenwort eines Strehlen und das mußte gehalten werden auf jeden Fall. So war er auf seinem ziellosen Dahinwandern zum Schluß gekommen, der alten, ausgetretenen Fährre war er entlang gewandert. Hier war es einsam, kein Mensch begegnete ihm, aber ihm war es gerade so recht. Blistartig tauchte in ihm der Gedanke auf: Mache deinem Leben ein Ende! Ein Sprung in die trübe, gurgelnde Flut, und alles ist vorüber. Doch ihn schauerte, er war sich ja des Lebens noch nicht einmal voll bewußt und nun sollte es schon enden? Er war stehen geblieben, Rot und Qual bannten ihn an die Stelle.

„O Gott! Mein Vater! Meine arme, arme Mutter!“ rang es sich wie ein Aufschrei von seinen Lippen.



Riga. Am Linaqual.

die Gott nicht...
zwischen der...
das mittelbig zu ihm niederblatte.
Was fehlt dir, du armer Knabe? Kann ich dir helfen?
Der Angeredete suchte zusammen; erstaunt wandte er das
untere, verzweifelte Auge nach oben. Doch Verzweiflung und
Qual wichen einem intensiven Leuchten, als er, oben
auf der Mauer, von den Fliederbüschen mit den duftenden Vila-
niten fast verdeckt, die blonde Kleine sah. Wie eine Vision er-
sch'en sie ihm in ihrem weißen Kleide, wie ein Engel des Trostes.
Doch schon bald suchte wieder ein schmerzliches Lächeln um seine
Lippen.

"Ich danke dir, du liebe Kleine, für deine Teilnahme, aber
helfen kannst du mir nicht."
"Ach, bitte, sag' mir deinen Kummer, vielleicht kam ich dir
doch helfen."
Sie hatte die Händchen gefaltet und blickte flehend zu ihm
nieder.

Nur um sich für ihre Teilnahme dankbar zu erzeigen, erzählte
er, daß er gespielt habe und nun nicht wisse, womit er die Schulden
bezahlen solle.

"Wie groß ist denn die Schuld?"
"Dreihundert Mark."
"Da kann ich vielleicht doch helfen, warte einen Augenblick."
Und ehe der verblüffte Knabe eine Antwort geben konnte, war sie ver-
schwunden, um aber schon nach we-
nigen Minuten auf der Mauer
wieder aufzutauchen, erhist von
schnellem Lauf.

"Wie gut, daß ich gerade heute
Geburtstag habe, da hat mir Papa
das Geld zum freien Gebrauch ge-
schenkt. Bitte, willst du es nicht
von mir annehmen? Du kannst es
mir natürlich so bald es dir möglich
ist, mit Zinsen zurückgeben!" setzte
sie schnell hinzu, da sie mit ihrem
feinen Empfinden erriet, daß der
Knabe sich verlezt fühlte. Der war
glühend rot geworden.

"Nein und tausendmal nein! Das
Geld kann ich niemals annehmen."
Das kleine Mädchen wurde blaß,
Tränen traten ihm in die Augen.
"Warum magst du das Geld
von mir nicht? Ich hätte mich
doch so gefreut, dir helfen zu können.
Es ist ja auch nur ein Darlehen. Von
jedem anderen würdest du es doch
unbedenklich annehmen, warum denn
nicht von mir?"

Herbert von Strehlen senkte den
stolzen Kopf mit den feingeschnit-
tenen, rassistigen Zügen.
"Es wird mir sehr schwer, das Geld
zu nehmen, aber ich sehe auch wirklich
keinen anderen Ausweg. Ich werde
am Ersten eines jeden Monats
von meinem Taschengeld zurück-
erstattet, soviel ich vermag."

Des Kindes Augen leuchteten auf.
"So werde ich am Ersten eines jeden Monats hier auf dich
warten. Ist es dir so recht?"
"Anny! Anny!" klang der Ruf einer weichen, müden
Frauenstimme vom Hause her.
"Das ist Mama! Sie braucht mich, sie ist immer krank;
mein liebes, schönes Mütterchen. Lebe wohl! Auf Wieder-
sehen!"
"Noch ein kameradschaftlicher Händedruck, dann eilte die
Kleine davon.

Der junge Mann auf der Brücke fährt zusammen, als ein
besonders starker Windstoß heftig an dem eisernen Gitterwert
rüttelt. Wie aus tiefem Traume erwachend, blickt er umher,
indes die schmale, weiße Hand wieder und wieder über die hohe
Stirn fährt, als wolle sie das Traumbild verschmücken, das hier
in allzu greifbarer Deutlichkeit an ihn herangetreten. So deutlich
stand die Episode seiner Kindheit vor seinem Auge, daß er beinahe
glaubte, er sehe hier wieder wartend auf seine kleine Freundin,
wie er dort unten so manches Mal vergeblich wartend gestanden,
denn nach jener ersten Begegnung hat er sie niemals wieder
gesehen. Noch heute steht er in ihrer Schuld, wenngleich er das
kleine Kapital mit längst Zinsen und Zinseszinsen den Armen der
Stadt gegeben, denen es ja auch eigentlich bestimmt war.

Wenige Wonden nach jenem Tage hatte er die Schule ver-
lassen, er war in ein vornehmes Reiterregiment getreten und die
kleine Episode war allmählich in Vergessenheit geraten. Einen
Schwur aber hatte er in jener verzweiflungsvollen Not ge-
leistet, nie wieder eine Karte anzurühren, und diesen Schwur
hatte er mit unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener

unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener
unerschütterlicher Festigkeit gehalten. Nicht eigener



Vilna: Die berühmte Kathedrale.

waren Sie es also, der mir diesen impertinenten Vorschlag
machte?"

"Bitte, mäßigen Sie sich, Herr Baron, impertinent ist dieser
Vorschlag in keiner Weise zu nennen. Wie schon gesagt, mein
Herr Prinzipal kümmert sich nicht um die Geldgeschäfte, doch
ließ er Ihnen durch mich diesen Vorschlag machen. Haben Sie
denselben überlegt?"

"Überlegt? Hier gibt es nichts zu überlegen!" brauß
Herbert hochmütig auf. Was Sie von mir verlangen ist einfach
so bodenlos unverschämt, daß ich jede weitere Erörterung ab-
lehne."

"So bedauert der Herr Kommerzienrat, Ihnen leider nicht
mehr dienen zu können."

Herbert erbleicht. "Das soll doch nicht etwa heißen —
"Daß Herr Kommerzienrat Hollfeld nicht geneigt ist, Ihnen
weitere fünfzigtausend Mark vorzutreten, da Ihre einzige Ihnen
noch gebliebene Besizung Markkitten überschuldet ist!" erganz
der Prokurist die hastig hervorstohlenen Worte. "Herr Baron,
hören Sie mich ruhig an. Sehen Sie, Sie sowohl wie Ihre
Herren Kameraden wissen, daß der Kommerzienrat kein Mann
ist, der sich die Not seiner Mitmenschen zunutze macht. Er ver-
leiht sein Geld zu niederem Prozentfuß, er verleiht es zudem durch
mich, damit die Herren Offiziere sich niemals in Verlegenheit
befinden, wenn sie gesellschaftlich mit ihm zusammenreffen
kann es einen nobleren Geschäftsmann geben? Er verleiht
aber sein Geld nur gegen gute Sicherheit, den notorischen Schulden-
machern und Spielern ist sein Haus verschlossen. Er hat auch
Ihnen gegeben, so lange er noch eine Möglichkeit der Wiederer-
stattung sah. Nun aber ist Markkitten überschuldet, für weiter-

„Und wenn ich ihn annähme, wäre ich dann nicht doch einer jener gepriesenen Glücksritter?“ spottet Herbert. „Und muß ich die Frau nicht verachten, die sich so dreist in meinen Lebensweg drängt?“

In die runzligen Füge des alten Mannes steigt ein heißes Rot.

„Marianne Hollfeld weiß nichts von dieser Vereinbarung, Herr Baron, sie darf auch niemals davon erfahren. Sie ist der Abgott ihres Vaters, können Sie es ihm verargern, daß er für seine Tochter das erstrebt, was ihm trotz seines Geldes stets verweigert blieb und was er sich doch stets so sehr gewünscht in seinen Berkehr, ja den Eintritt in die exklusiven Kreise des vornehmsten Adels. Seine Gemahlin war eine Freiin von Bresfeld. Er hat sie sehr lieb gehabt, aber ihre Verwandten haben sich kalt von ihm abgewandt. Er hat sich mit dieser Demütigung abgefunden, nun aber will er den vornehmen Verwandten zum Trotz sein Kind dennoch in ihre Kreise bringen.“

Herbert steht sinnend, die Augen zu Boden gerichtet.

„Ich will mir die Angelegenheit überlegen, vorab möchte ich aber mit dem Herrn Kommerzienrat selbst sprechen.“

„Der Herr Kommerzienrat wünscht das nicht. Er hat heute abend Empfang, Sie können sich ungeniert bei ihm einführen und seine Tochter kennen lernen. Mit ihm selbst aber über die Angelegenheit reden, hieße seine Wünsche akzeptieren, etwas anderes wäre doch auch bei Ihrer beiderseitigen Stellung undenkbar.“

Der alte Mann hat in warmem, herzlichem Tone gesprochen, der Herbert sonderbar ergreift. Wiltend fast trifft ihn der Blick seiner guten, ehrlichen Augen.

„Nun wohl, ich werde dem Herrn Kommerzienrat meinen Besuch machen, wenn ich auch die seltsame Marotte nicht begreife. Und wann werde ich das Geld erhalten?“

„Sobald Sie beim Herrn Kommerzienrat um die Hand seiner Tochter angehalten haben.“

Noch ein paar Worte werden gewechselt, dann geht Herbert. Diesmal hat er keinen Blick für seine Umgebung. In tiefe Grübeleien versunken eilt er seinem Hotel zu. Er muß allein sein, um dem Gedanken der Notwendigkeit einer Verbindung mit Marianne Hollfeld näherzutreten, um seinen Plan zurechtzulegen.

In seinem wohldurchwärmten, hell erleuchteten Zimmer im Hotel Bristol sitzt er, den Kopf in die Hand gestützt. Er sinnend und wie vorhin auf der Brücke ein Abschnitt seines Jugendlebens, so zieht jetzt sein späteres Leben an seinem Geiste vorüber. So lange sein Vater lebte, hielt eine starke Hand die Zügel des Regiments. Er mußte mit seiner Zulage auskommen, und gab's mal hin und wieder eine Extra-Ausgabe, so hatte Kommerzienrat Hollfeld ein stets offene Hand. Durch einen Schulfreund, Leutnant Kurt von Bender, der in Schellhausen in Garnison stand, war er mit Hollfeld bekannt geworden, das heißt nur auf schriftlichem Wege, gesehen hatten sie einander niemals. Die Geldangelegenheiten wurden stets schriftlich oder durch einen Vertrauensmann des Hollfeld'schen Hauses erledigt. Dann starb sein Vater. Er hinterließ seinem Sohne zwar kein Vermögen, doch geordnete Verhältnisse, aber er hinterließ ihm auch die Sorge für seine Mutter und für sein ehemaliges Mündel, die Tochter eines frühverstorbenen Freundes. Konstanze, Gräfin Banderott war eine blendend schöne, stolze Erscheinung, aber leider ohne einen Pfennig Vermögen. Schon seit ihren Jugendjahren bestand zwischen Herbert und Konstanze eine Art Verlöbniß und keinem der beiden wäre es eingefallen, sich ihre Zukunft anders als gemeinsam zu denken. Doch dann nahte das Verhängnis. Konstanze verstand es meisterhaft, Unsummen für ihr Vergnügen auszugeben und die schwache, gutmütige Baronin Strehlen, Herberts Mutter, verstand es nicht, dieser Verschwendungssucht ihres Lieblings Einhalt zu gebieten. Immer wieder hatte Hollfeld ausgeholfen, doch nun war die freigebige Quelle versiegt. Was nun? An eine Verbindung mit Konstanze war nicht zu denken, denn bei

Herbert sprang auf, mit großen Schritten durchmaß er das Zimmer. „Es muß sein!“ murmelte er dann dumpf, „mir bleibt kein Wahl! Arme Konstanze! Mag Gott dich trösten in deinem Leid. Und doch hast du noch den besseren Teil erwählt. Du kannst freibleiben, dich binden nicht die Fesseln einer liebeleeren Ehe. Er zieht eine Visitenkarte hervor, trippelt einige Zeilen darauf, kwertiert sie und übergibt sie dann seinem Varschen zur Versorgung.“

„So, der Würfel ist gefallen, Vender mag mich bei Hollfeld einführen.“

Er bestellt eine Flasche alten Rheinwein und zwei Gläser und nimmt dann seine Wanderung wieder auf. Kaum eine halbe Stunde später ertönt draußen auf dem Flur ein sporenklirrender Schritt. Ein kurzes, scharfes Pochen, dann fliegt die Türe auf.

„Servus, alter Kamerad! Das nenne ich aber eine Ueberrumpelung.“

„Servus, Kurt!“ Sie schütteln einander die Hände, die beiden eleganten, jugendlichen Offiziere, Kurt von Vender, ein Artillerieoffizier mit seinen durchgeistigten Zügen und ersten stillen Augen. Herbert Strehlen dunkelblond, groß, fast redenhaft, mit schmalem, rassistem Gesicht und stolzen, aristokratischen Zügen. Nur die Augen milderten die fast strengen Linien, diese sonnigen, frohen Augen mit dem übermütigen siegestrunkenen Blick, der ihnen meist zu eigen ist. Nun aber blickten die blauen Sterne düster und herb. Kurt von Vender bemerkt sofort den herben Zug im Antlitz des Freundes.

„Du bist nicht wie sonst, Herbert, deine Augen können nicht lachen!“ bemerkt er mit seltener warmer Teilnahme im Tone seiner Stimme. Sage mir, alter Freund, wo dich der Schuh drückt.“

Und Herbert berichtet ihm alles. Mit sinnendem Ernst hört der Kamerad ihm zu, denn, als er geendet, kommt ein feines, stilles

Lächeln in des Freundes Gesicht. „Armer Herbert! Und doch könnte ich dich eigentlich beneiden. Marianne Hollfeld ist der Besten eine; sie zum Weibe zu gewinnen, wäre mir Glück genug gewesen.“

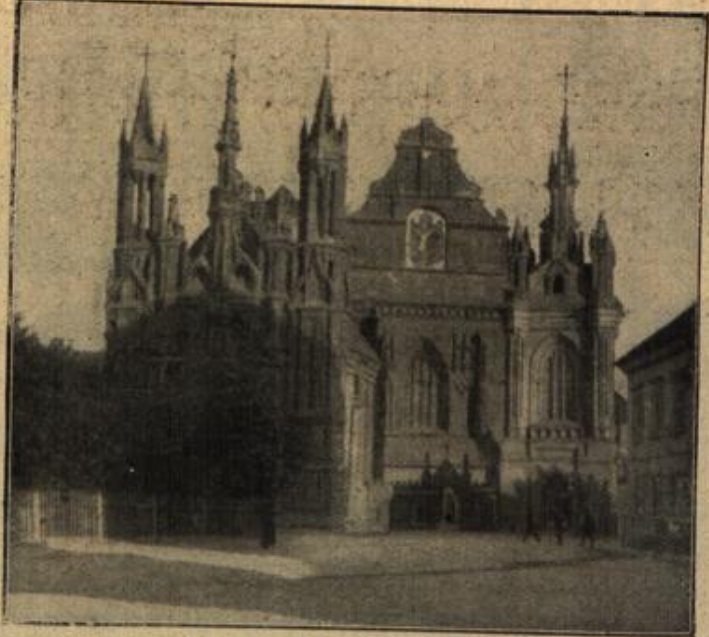
Herbert erblaßt; wie abwehrend streckt er beide Hände aus. „Niemand werde ich dein Glück antasten, Kurt. Ich reise sofort ab.“

„Unnötig, Herbert. Marianne Hollfeld sieht in mir nur den treuen Freund, den guten Kameraden. Nie werde ich ihr mehr sein können. Aber du, Herbert, wenn du ihr Herz gewinnen kannst, dann mache sie mir glücklich, das bitte ich mir aus.“

Herbert lächelt schmerzlich. „Du vergißt Kurt, daß es nicht freie Wahl ist, die mich zu dieser Verbundung zwingt. Wer immerhin, was in meinen Kräften steht, sie glücklich zu machen, soll geschehen.“

„Ich vertraue dir, Herbert und werde dich bei Hollfelds einführen. Meine schöne, stolze Marianne, ich gönnte dir wahrlich ein besseres Los als eines Mannes ungeliebte Frau zu werden.“

Etwas eine Stunde später steigen sie die Marmorstufen der im verschwenderischen Lichterglanz erstarrten Hollfeld'schen Villa empor. Die Spitzen der Schellhauser Gesellschaft bewegen sich in den luxuriösen und dennoch mit künstlerisch vornehmem Geschmack ausgestatteten Räumen, eine Tafelgesellschaft, die Herberts stark entwickelten Schönheitssinn auf das Angenehmste berührt. Kommerzienrat Hollfeld empfängt seine Gäste mit der Lebenswürdigkeit des gewandten Weltmannes, kein Zug in seinem flugen, glattrasierten Gesicht verrät, mit welcher Spannung er auf das Erscheinen des jungen Offiziers gewartet. Begrüßungen und Vorstellungen erfolgen, mancher staunende, fragende Blick folgt der Gestalt des jungen Freiherrn, flüsternde Vermutungen werden ausgetauscht, doch keiner wagt sich an ihn selbst heran, sein stolzes, scharfgeschnittenes Gesicht, der kühle, abwehrend;



Wilna: Das Bernhardiner Kloster.

Und seiner Augen läßt seine neugierige Frage laut werden. Und dann blüht er in ein paar goldgrundige, fellsam aufleuchtende Augen, er steht ein schönes, stolzes, fähles Gesicht, eine mittelgroße, elegante Figur in weicher, weißer Seide. Nur einen Augenblick haben diese so fellsam schönen Augen ihn wie in lebhafter Frage angeblickt, dann senken sich die dunklen Wimpern schnell, um die Enttäuschung zu verbergen.

Als Herbert kurz vor Mitternacht an des Freundes Seite wieder seinem Hotel zuschreitet, da weiß er, daß der Würfel gefallen ist. Er hat den Kommerzienrat gebeten, ihm morgen seine Aufwartung machen zu dürfen.

„Sie sind mir jederzeit willkommen, mein lieber Baron!“ hat der Kommerzienrat geantwortet.

Mit kräftigem Händedruck verabschieden sich die Freunde.

„Ich sehe dich morgen doch noch einmal, Kurtie?“

„Selbstverständlich. Um elf Uhr habe ich Dienst. Wann fährst du?“

„Ich denke in den Nachmittagsstunden. Muß morgen früh dem Kommerzienrat meine Aufwartung machen.“

„Nun so können wir ja noch einige Stunden verplaudern. Gute Nacht, alter Kamerad! Und viel Glück für morgen!“

„Du guter, selbstloser Freund. Nun, schlaf wohl. Auf Wiedersehen!“

Der Kommerzienrat empfängt Herbert mit der größten Liebenswürdigkeit. In kühler Ruhe wird alles besprochen.

Herbert sieht sich einem sorglich abwägenden, sachlich denkenden Geschäftsmanne gegenüber und er wundert sich über die Extreme im menschlichen Charakter.

Wie kann dieser durch und durch praktische Geschäftsmann an einer solchen, fast romanhaften Idee festhalten, seiner Tochter mit seinem Gelde den Zutritt zu den hohen Kreisen der hohen Aristokratie zu erkaufen?

Vier Wochen später ist Marianne Hollfeld seine Braut. Es war keine zärtliche Werbung, kaum ist das Wort „Liebe“ gefallen, und dennoch ist Marianne überaus glücklich, denn sie liebt Herbert mit der ganzen Liebe ihres reinen, unentweiheten Herzens.

Wohl berührt sie die kühle Höflichkeit Herberts oft peinlich, aber sie ist noch so jung, so unerfahren, sie glaubt dem Worte ihres Vaters unbedingt, der ihr sagt, daß diese kühle Art den jungen Aristokraten anerkennen sei.

„Sie können nicht aus sich heraus, Liebling. Du trittst eben in ganz andere Kreise und mußt dich schon an ihre Art zu leben gewöhnen.“

Aber das Gewöhnen war doch schwer. Oft sehnte sich Marianne nach einem einzigen, lieben Ort, nach einer Bärlichkeit, die ihm direkt von Herzen komme, aber Herbert blieb sich immer gleich.

Immer derselbe zeremonielle Handfuß beim Kommen und Gehen, immer das gleiche, freundliche Lächeln, aber stets von einer beinahe peinlichen Aufmerksamkeit und Höflichkeit. Noch um keinen Schritt waren sich die Brautleute näher getreten, als mit dem halben Mai der Hochzeitstag näher kam. Es sollte keine große Festschicklichkeit werden, nur ein feines, auserlesenes Gabelfrühstück nach der Trauung. Baronin von Strehlen war leidend, sie konnte nicht kommen, die Familie Hollfeld lehnte die Teilnahme ebenfalls ab. So blieben nur ein paar Freunde Herberts, Kurt von Bender und ein anderer Kamerad und ein paar Freundinnen Mariannens als Kranzjungfern.

Herbert erschien zum erstenmal im Frack. Er hatte des Königs Rod ausgezogen, das heißt vorläufig nur unbestimmten Urlaub genommen, dem aber der Abschied bald folgen würde, angeblich, um sich gänzlich der Bewirtung seines Gutes zu widmen, in Wahrheit aber konnte er eine Marianne Hollfeld niemals in die adelstolzen Kreise seines Regiments einführen; den tausenderlei kleinen Bosheiten und Nadelstichen gegenüber, die es alsdann für ihn als tägliche Kost geben würde, fühlte er sich machtlos.

Marianne war eine ungemein liebliche Braut, die eine Feier der inhaltlicheren Stunde gab ihrem jungen, süßen, wenig einen recht frauenhaften Zug. Der schöne Witze warmer, treuer Liebe, der des Gatten Anstich streifte, ließ Herbert zum erstenmal voll erkennen, welche ein Unrecht er eigentlich diesem holden, liebreizenden Geschöpf getan, und diese Erkenntnis stimmte ihn weicher und liebevoller der aufgezwungenen Braut gegenüber.

„Ich denke, wir fahren direkt nach Marfitten, Mama wird wünschen, ihre Schwiegertochter kennen zu lernen!“ hatte Herbert auf die Frage nach der üblichen Hochzeitsreise erwidert.

Marianne war es so recht, sie sehnte sich ja auch danach, die Mutter ihres Gatten kennen zu lernen, und doch fürchtete sie sich ein wenig, denn sie hatte das Gefühl, als ob sie keine willkommenene Schwiegertochter sei. Aber sie besaß ein tapferes, kleines Herz und wenn ihr nur die Liebe ihres Gatten blieb, so würde sie überall glücklich und zufrieden sein. (Fortf. folgt.)

Was ein Stiefelpaar erzählt.

Von Matthias Blant.

(Nachdruck verboten.)

„So, den letzten Glanz kannst du den Stiefeln noch verschaffen, die heute abend abgeliefert werden müssen.“

Das rief der Meister Theobald dem Gesellen Martin zu. Und das Stiefelpaar mit den hohen Lederschnitten und den

schweren Sohlen, das wie geschaffen war, als sollte mit ihm die Weltkugel umlaufen werden, wußte genau, warum der Meister Theobald die letzte Fertigstellung dem Gesellen übergab.

Die Stiefel fanden es nur begreiflich, daß der Meister Theobald für diese Abendstunde eine andere Verwendung wußte, denn der blonden Elisabeth goldenes Haar und ihre blauen Augen ließen schließlich mehr vergessen, als diese Stiefel, von denen der Meister Theobald schon mehrere Duzende fertig gestellt hatte. Und gerade dieses Stiefelpaar hatte wiederholt gesehen, wie das lachende Gesicht der Elisabeth im Lürrahmen erschienen war, und hatte

dabei noch manches erlauscht, was die Stiefeln nie weiter erzählt haben würden, das aber erraten ließ, daß gerade diese zwei, der Meister Theobald und die Elisabeth, bald ein Paar mit eigenem Hebd werden würden. Die Stiefel, die ja erst in den letzten Tagen entstanden waren, hatten vom Leben immer noch zu wenig gesehen, um die oft ausgelassene Fröhlichkeit der beiden zu verstehen.

Deshalb empfanden auch die Stiefel dabei weiter nichts und betrachteten nur als selbstverständlich, daß der Geselle Martin die Arbeit vollendete, die ihm anbefohlen worden war.

Dann wurden die Stiefel fortgetragen, von einem Manne in einem blauen Rod mit goldenen Borten in Empfang genommen, und in einen Raum gestellt, in dem das Stiefelpaar des Meisters Theobald noch viele Hunderte von Kameraden vorfand. Aber von all diesen Stiefeln wußten keine etwas zu erzählen, so daß in der großen Kammer das Stiefelpaar des Meisters Theobald bald eingeschlafen war und gar nicht mehr wußte, wie die Zeit verstrich.

Aber mit einem Male kam in die sonst so stille Kammer, in der in den Ecken Spinnen nisteten, ein erregtes Leben. Da brachte der Mann mit dem blauen Rod und den goldenen Borten noch viele andere mit. Dieselben griffen nach den Stiefeln, die erschrocken aus ihrem langen Schlafe aufwachen, und schleppten alle fort. Dann wurden die vielen Paare in einen Hof gebracht, in dem lange Reihen von Männern standen; und jeder erhielt ein Stiefelpaar. Und das eine des Meisters Theobald empfand etwas wie Freude dabei, als es in dem einen, dem es zugereicht wurde, eben den Meister Theobald erkannte. Aber das Erkennen bei diesem Wiedersehen wurde nicht erwidert, denn der Meister Theobald sah so ernst drein und zeigte keinerlei Freude bei diesem Begegnen.



Gesamtansicht von Tarnopol.

... als die vielen ...
 ... in erster ...
 ... Deutschland, über alles,
 ... in der Welt.

Das Stiefelpaar hatte dafür kein richtiges Verständnis, und wenn es hätte sprechen können, dann würde es nur nach der blonden Elsbeth gefragt haben. Aber rascher, als es für erfüllbar erschienen war, sollte das Stiefelpaar auch die blonde Elsbeth wiedersehen. Dabei war der Meister Theobald mit Blumen geschmückt, und die blonde Elsbeth warf sich an seine Brust, lehnte ihr Köpfchen an seine breite Schulter und weinte. Warum? So würde das Stiefelpaar wiederum gefragt haben, wenn es hätte sprechen können. Dies Wiederfinden von dem Meister Theobald und der blonden Elsbeth währte aber nicht lange, dann fuhr der Meister mit vielen Hunderten, die ebenso reich mit Blumen geschmückt waren, in einem langen Eisenbahnzuge fort, während die blonde Elsbeth am Bahnhofe zurückgeblieben war und mit rotumranderten Augen ihr Taschentuch immer wieder flattern ließ, bis dieses in der Ferne wie ein kleiner, weißer Vogel entuschwand. Die vielen Männer im Zuge aber sangen wieder ein Lied, diesmal ein anderes:

Die Franzosen müssen retirieren,
 Die Franzosen müssen sehen,
 Daß wir deutsche Sieger sind. —

Dann aber kamen für das Stiefelpaar des Meisters Theobald anstrengende Tage. Durch Dörfer und Städte wurde, über Hügel und Felder, oft zehn Stunden im Tage; und gar oftmals gab es dabei ein unheimliches Knattern, ein Dröhnen und ein Gebrumm, als müßte die Welt bersten.

Die Stiefel verstanden das ja wiederum nicht und sahen nur, wie so viele plötzlich zu Boden fielen, als hätten die Stiefel ihre Träger mit einem Male nicht mehr weiter tragen wollen. Das aber wollte das Stiefelpaar des Meisters Theobald nicht nachmachen, wenn es auch oft stundenlang im Moraste stecken mußte, um dann wieder weiterzulaufen. Und bald hätte sich das Stiefelpaar auch an das Krachen und Knattern gewöhnt; das konnte nicht so gefährlich sein.

Aber es sollte sich auch bald etwas anderes ereignen; wiederum trugen die Stiefel den Meister Theobald eine Anhöhe empor, wobei abermals das dröhnende Getnatter die begleitende Melodie spielte. Da fuhr in den Schaft des rechten Stiefels ein spitzer Gegenstand, der das Leder durchbohrte und noch auf der gegenüberliegenden Seite einen Ausweg fand. Das Stiefelpaar war über dieses außergewöhnliche Erlebnis so erschrocken, daß es im Laufen inne hielt; und dann brach der Meister Theobald zusammen. Er versuchte wohl, sich mehrmals aufzurichten, mußte dies aber bald mit einem Schmerzenslaut aufgeben.

Und das Stiefelpaar hätte den Herrn so gerne noch weitergetragen, vermochte dies aber ebensowenig, wie es den anderen möglich gewesen wäre, die bereits mit ihren Trägern zu Boden gestürzt waren. Der Meister Theobald blieb dann liegen, bis schließlich die Nacht hernieder sank. Da kamen hastig und gebückt Gestalten, die am Arme ein rotes Kreuz trugen; diese hoben den Meister Theobald auf, nahmen ihm die Stiefel ab, die sie auf dem Boden liegen ließen, und trugen nur den Meister Theobald auf einer Tragbahre fort.

Das Stiefelpaar blieb allein zurück. Diesem erschien das etwas undankbar, aber es mochte vom Leben vielleicht immer noch zu wenig verstehen. Und erst am nächsten Tage kamen wiederum Leute, die alles, was auf der weiten Fläche verloren und zurückgeblieben war, zusammensuchten und auf einen Wagen warfen. Das Stiefelpaar konnte dabei natürlich an nichts anderes denken, als daß es nun wieder zum Meister Theobald gebracht werden würde.

Ganz allein mußte dann das Stiefelpaar in Gesellschaft anderer Stiefel unter Werkzeugen, deren Handhabung ihm unerklärlich war, auf Wagen lagern, wurde dann wieder über weite Strecken gefahren, um dann wiederum in eine Kammer geschafft

zu werden, die mit einer in viele Abtheilungen hatte, in der das Stiefelpaar des Meisters Theobald den ersten Schlaf gefunden hatte.

Aber diesmal kam es zu keinem Schlafen. Das Stiefelpaar hatte kaum darüber nachzudenken begonnen, was aus dem Meister Theobald geworden sein konnte, und ob er vielleicht doch wieder bei der blonden Elsbeth sein könnte, als es bereits wieder gestört wurde. Abermals begab sich ein Vorfall, der noch lange in der Erinnerung des Stiefelpaares fortlebte; Männer standen in langen Reihen, denen wiederum die Stiefel zugereicht wurden und unser Stiefelpaar erhielt der Geselle Martin.

Martin! Als ob es gerade so hätte sein müssen, dachte das Stiefelpaar. Aber auch der Geselle Martin erkannte es nicht wieder, was den Stiefeln nunmehr begreiflicher war, denn die Märsche und großen Wegstrecken hatten auch bei dem allerbesten Leder merkliche Spuren hinterlassen müssen; auch die beiden Schußlöcher machten nunmehr die Stiefel nicht verlockender. So kam es, daß der Geselle Martin über die Schuhe, die er selbst, wie für sich, vollends fertiggestellt hatte, murrte; andere wollten er haben. Und dabei trugen die gleichen, die schon dem Meister Theobald so treu gedient hatten, auch den Gesellen Martin über weite Strecken hin.

Trotzdem aber mußte er das Stiefelpaar von dem Gesellen Martin hören, wie er einmal zu anderen Kameraden sagte:

„Froh bin ich, wenn ich diese alten Röhren wegworfen kann, denn nur neue tragen mich ins Feld.“

Es klang eine Lust heraus, die hinaus in Feld begehrt, wohin ihn das alte Stiefelpaar nicht mehr tragen konnte.

Was mochte das für ein anderes Feld sein? Hatte ihn das alte Paar nicht auch über Felder getragen, wobei gleichfalls von allen Seiten Salven geknattert hatten? Nur waren dabei nicht so viele niedergestürzt wie auf den Wegen, über die es den Meister Theobald geführt hatte. Sollte der Geselle Martin aber trotzdem gerade eine Sehnsucht nach jenem Felde haben? So mußte es wohl sein, wenn dies auch von dem alten Stiefelpaar,



Blick auf den Promenadenring und das Schloß in Carnopol.

das dieses nun war, nicht verstanden wurde.

Dann ertönte an einem Tage der Ruf:
 „Hurra, morgen geht's ins Feld!“
 Und wieder — wie einmal — erklang das Lied:
 „Deutschland, Deutschland, über alles,
 Ueber alles in der Welt.“

Als der Geselle Martin dann das neue Stiefelpaar hatte, da griff er doch noch einmal nach dem alten, nicht diesem zu und sagte dabei:

„Ihr habt mich ja treu getragen, aber diese bringen mich doch anderswohin, auf das Feld, auf dem ich mir Ehre und Sieg holen kann.“

Dabei sah er diese alten Kameraden nochmals von allen Seiten an, stuchte dann und drehte das Stiefelpaar nochmals herum. Und als er am Tage darauf in feldgrauer Uniform wie einstmals der Meister Theobald, geschmückt mit Blumen wie alle, ausging, da nahm er das alte Stiefelpaar doch noch mit sich.

Er trug es dann über Treppen zu einer kleinen Wohnung empor und brachte es in ein hübsches Zimmer mit sauberen, reinlichen Möbeln, weißen Vorhängen und frisch geschauertem Fußboden. In diesem aber stand die blonde Elsbeth, die auf ihrem Arme ein kleines Mädel trug, das wohl das goldene Haar der Mutter trug, aber die gleichen Augen wie der Meister Theobald hatte.

„Ich kann nicht viel mitbringen, ehe ich nun hinausziehe, aber durch einen Zufall kamen mir die Stiefel in die Hände, die der Meister Theobald getragen hatte. Ein Andenken, wenn er nicht wiederkommen sollte.“

„Er ist schon gekommen, Martin, aber trotzdem sollen mir die Stiefel, die ja noch die Spuren seiner Verwundung aufweisen, ein Andenken bleiben.“

„Warten, du! Und meine Stiefel bringst du mir? Ja, die sind es; da hat mich der Franzose hineingeschossen; aber nun wirst du mit gleichem Mut den gleichen Weg gehen.“

„Ja, Meist er!“ Und in den Augen des Gefellen war ein frohes Leuchten; „ich will mir auch das weiß-schwarze Band holen, das Eure Brust ziert, und wenn ich mein Leben würde opfern müssen.“

„So müssen wir alle empfinden, dann bleibt uns der Sieg, dann ist jeder ein Held; die Stiefel aber behalte ich, um später noch meiner kleinen Elsbeth zeigen zu können, als Andenken aus einer Zeit deutschen Heldentums.“

Und dann zog der Gefelle fort.

Die Stiefel aber erhielten eine lange Ruhe, fühlten dabei etwas von dem eigenen Mitwirken an einer großen Zeit und sahen noch Tag um Tag, wie der Meister Theobald ein glücklicher Mensch geworden war, trotzdem er dem Vaterlande einen Fuß geopfert hatte.

Barmherzigkeit.

Novelle von Werner
Granville Schmidt
(Nachdruck verboten.)

Der Vorfrühling war gekommen. Ohne Anzeichen, wie ein Dieb in der Nacht, hatte sich der herbfröhliche Gefelle in die winklichen Gassen des kleinen Dithen-Hafenstädtchens geschlichen, und sein Odem erweckte alles, was im Winterschlaf träumte, zu neuem Leben. Noch vor wenigen Tagen hatte ein Eiswall den Hafen blockiert; jetzt trieben die Schollen mit der Ebbe in die See hinaus und auf den Schiffen, die hier im Winter lager verblieben waren, begann ein emsiges Scheuern und Leeren. Nur widerwillig schob sich die umflorte Sonnenscheibe hinter dem runden Turme der altertümlichen Sternwarte hervor, als traute sie dem Frieden noch nicht recht; aber die Kinder, die sich unten auf dem Bollwerk tummelten, wußten es besser. Sie hielten im Spiel ihre und blickten mit andächtig leuchtenden Augen zu der dunst-trüben Scheibe empor. Gewissenhaft und ein wenig enttäuscht hellten sie fest, daß man ruhig zu der Lichtquelle hinausblicken konnte, ohne mit den Augen zwinkern zu müssen, und daß die hochgeredten Händchen noch keine Wärmewirkung spürten; dann aber tanzten sie im Kreis, und verwundert lauschten die alten Fachwerkhäuser den jubelnden Kinderstimmen, die immer aufs Neue die Botschaft in die Lüfte jauchzten: „Die Sonne scheint! — Der Frühling kommt!“

Doch die Sonne kümmerte sich um das Kindergeschrei blizwenig. Sie lugte neugierig über die roten Ziegelbächer und warf einen indiscreten Blick durch die vielen, blinkenden Fensterscheiben. Zuletzt stand sie gerade gegenüber dem Gehäuschen am Bollwerk, und als sie ihre Nase nun in das Fenster des Parterrestübchens reckte, lies es wie ein heller Schein über Nähgeräte und Modenblätter, die in krauem Durcheinander auf einem altmodischen Sofatisch lagen. Und noch etwas bemerkte die Sonne in dem ärmlich, aber sauber eingerichteten Zimmer: Hart am Fenster nämlich saß ein junges Mädchen. Den schwächtigen Oberkörper hatte es weit über eine surrende Maschine gebeugt; mechanisch traten die Füße unermüdblich den nötigen Takt zu dieser einförmigen Melodie und vorsichtig schoben die zarten Finger den werdenden Kleiderröck unter die prickelnde Nadel, so daß sich die Fäden wie eine schnurgerade weiße Linie den Saum entlangzogen.

Es kitzelte die Sonne ordentlich, einmal den Störenfried zu spielen und diese Arbeitswut zu Schanden zu machen. Schmeichelnd koste sie die blassen Wangen der Nähenden und setzte ein paar helle Lichter in ihre goldblonde Haartrone; aber sie hatte ihre Gewalt noch überschätzt; denn das junge Mädchen blickte

Enttäuscht zog sich die Sonne zurück und ging ein Haus weiter, wo man sie mehr zu würdigen verstand.

Nun herrschte ein stumpfes, fahles Grau in dem Stübchen und nach einer Weile trocken dunkle Schatten aus den Ecken. Die legten sich wie ein düsteres Laten über die Modenblätter und Nähgeräte auf dem Sofatisch und schlugen ihre Falten um das junge Mädchen. Da endlich ließ die Unermüdbliche von ihrer Arbeit. Langsam, widerstrebend richtete sie sich auf und redte mit einem tiefen Seufzer ihre schmale Gestalt. Die Hände hinter dem Kopf gefaltet, blickte sie mit starren Augen zum Fenster hinaus nach dem Hafen hinüber, wo die grünen und roten Lichter aufflammten und das Hämmern von der Werft herüberdröhnte. So saß sie regungslos, weltvergessen; bis des altersschwache Regulators knarrendes Schlagwerk den Faden ihrer Träume zerriß, und die Wirtin, eine behäbige Fünfzigerin, mit der brennenden Stehlampe kam.

„Fräulein Hannchen, eine Karte für sie. — Der Bote brachte sie eben.“ Sie gab der Näherin die Postkarte hin und blieb erwartungsvoll in der Tür stehen.

Die junge Näherin zuckte nervös die Lider; ihre Augen mußten sich erst an den plötzlichen Uebergang vom Dunkel zur Helligkeit gewöhnen.

„Es wird wohl eine neue Bestellung sein,“ meinte sie gleichgültig; aber als sie die wenigen Zeilen überflogen hatte, vibrierten ihre Finger merklich und eine tiefe Röte wallte in ihren farblosen Wangen empor. Der Zimmerwirtin war das Erschrecken ihrer Mieterin, die sie wie ihre eigene Tochter schätzte, nicht entgangen.

„Kind, Hannchen,“ forschte sie teilnehmend, „enthält die Karte irgendeine unangenehme Nachricht?“

Das junge Mädchen hob den Kopf und blickte an der Wirtin vorbei ins Leere. Sie entgegnete ganz mechanisch: „Ich möchte morgen und übermorgen zu Frau Paetow kommen und Sommerkleider für ihre kleine Tochter nähen.“

„D!“ — Mehr Staunen denn Erschrecken sprach aus der Wirtin Stimme. Eine Weile blieb es still zwischen ihnen; dann kam es stöhnend über die Lippen der Frau: „Paetow? — Die die Wirtschaft am Bollwerk haben? — War deren Mann nicht früher mit — mit Ihnen verlobt?“

„Ja, wie er noch als Steuermann fuhr,“ stimmte das junge Mädchen trocken bei, und ihre Augen hingen wie gebannt an der blutenden Flamme der Stehlampe.

„Geh'n Sie denn hin?“ Die Stimme der Wirtin klang ungläubig, als wollte sie selbst das Unmögliche dieser Annahme von sich weisen.

Die Näherin fuhr sich mit der Hand über die Stirn und strich eine eigensinnige Locke zurück.

„Warum nicht? Das ist ja alles längst gewesen — und ich bin hier die einzige Schneiderin für Kinderkleider. Wenn ich nicht gehe, gibt's erst recht Stoff zu falschen Vermutungen. Ich tue, als ob wir uns ganz fremd seien. Seine Frau stammt ja aus Stettin; die weiß vielleicht nicht einmal —“

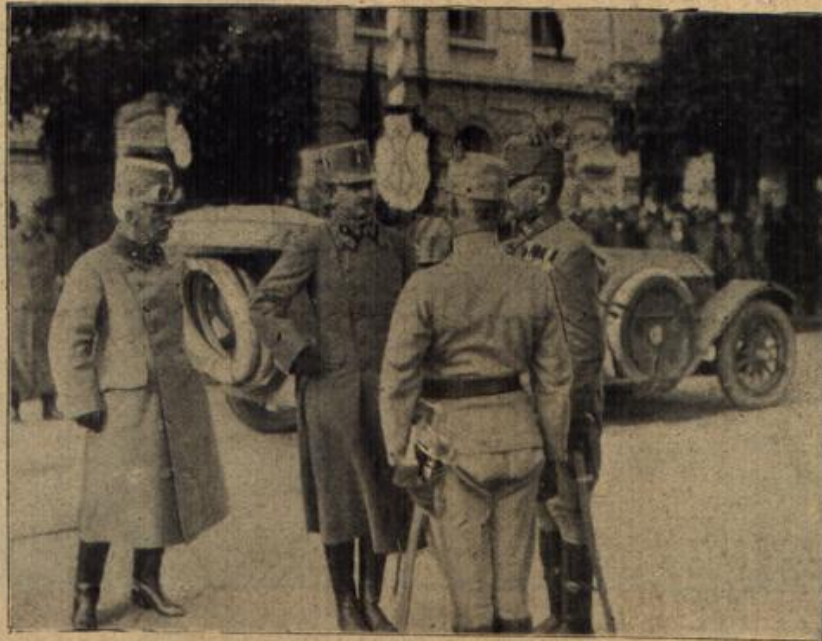
Die Lippen des jungen Mädchens schlossen sich, und ein herber Zug trat um ihren Mund.

„Kind, ich würde das an Ihrer Stelle nicht übernehmen,“ wagte die Wirtin einzuwenden; aber als die andere nur stumm, abwehrend den Kopf schüttelte, ging sie leise hinaus.

Hanna Gromann war wieder in ihrem Stübchen allein.

Schwerfä'lig ließ sie sich auf einen Stuhl fallen; aber während ihre Augen abwesend über die verstreuten Modenblätter auf dem Tisch irrten, weilten ihre Gedanken in der Vergangenheit.

Ja einst, vor fünf Jahren — ihr dünkte es schon eine Ewigkeit — hatte sie nicht tagein, tagaus über die Maschine gebeugt, sitzen und nähen, nähen müssen, bis ihr Augen, Weine und Rückenschmerzen. Da hatte sie frische, rote Backen gehabt, wie die



Erzherzog Ferdinand von Oesterreich in Lublin.

Empfang des Erzherzogs durch die Militärbehörden und Stadträte.

Da war ihr vor fünf Jahren Vater und Mutter gestorben und mittellos stand sie allein auf der Welt. Wie hatte sie sich in jenen Stunden nach einem liebevollen, tröstenden Worte aus seinem Munde geföhnt, wie schlug jede Faser ihres Herzens dem Kanne entgegen, der nun ihr einziger Halt und Schutz war.

Als er von seiner Reise heimkam, da sprach er viel von dem unsicheren Seemannsberuf, von dem schlechten Verdienst und den Schrecken einer mittellosen Ehe.

Und das Mädchen verstand! — Mit dem instinktiven Feingefühl des liebenden Weibes empfand sie nur zu bald, daß ihre Zärtlichkeiten ihm lästig wurden, und daß er auf der See anderen Sinnes geworden war. Seine erkältenden, von berechnender Vernunft durchtränkten Redensarten drangen ihr wie glühende Pfeile ins zerquälte Herz; aber so tief wurzelte Liebe und hilflose Verzweiflung in ihr, daß sie nicht das erlösende, ihn freigebende, ewig trennende Wort fand.

Erst als sie Gerd Paetow eines abends am Arm einer andern Fremden, in seines Vaters Haus eintreten sah, schlich sie zurück in ihre Kammer wie ein geprägelter Hund. Diese Begegnung traf sie wie eine tätliche Beleidigung; sie rüttelte ihren Stolz auf und gab ihr die Kraft, das geloderte Band völlig zu durchschneiden.

Schon wenige Wochen später verlobte sich Gerd Paetow mit der andern. Sie war keine Einheimische; er hatte sie auf seinen Reisen in Stettin kennengelernt, wo sie ein gutgehendes Vogierhaus für Seeleute besaß.

Frau Hanna, die Unermüdlische, wußte von der Fremden zwar allerhand Nachteiliges zu erzählen; aber es war auch rühmlich geworden, daß Gerd Paetows Braut ein schönes Vermögen mit in die Ehe brachte. Die milbernden Umstände waren also vorhanden, und als das Paar nach seiner Verheiratung eine Wirtschaft am Bollwerk eröffnete, schien alles vergeben und vergessen.

Hanna Gromann schreckte aus den Träumen der Vergangenheit empor. Heißeres Lachen und Singen scholl von der Straße herein. Ein paar angetrunkene Matrosen torkelten Arm in Arm an dem Fenster vorüber.

Die Lamen wohl gerade von Gerd Paetows Wirtschaft! — Das junge Mädchen schauerte fröstend zusammen. Mechanisch zog sie die Mullvorhänge vor dem Fenster zu und setzte sich wieder an die Maschine.

Die Karte streifte sie diesen Abend mit keinem Blide mehr.

Am andern Morgen lag es wie leichter Nebel über der Stadt. „Der Fuchs brant!“ riefen die Kinder am Bollwerk; aber die Erwachsenen schlossen sorgsam die Fenster vor dem feucht-kühlen Gast und schalteten auf die Uebergangszeit, die mit ihrer unbeständigen Bitterung den alten Leuten so gefährlich wurde.

Hanna Gromann stand vor ihrem altmodischen Waschtisch und ordnete ihre üppigen Haarflechten. Jedesmal, wenn sie in den Spiegel blicken wollte, mußte sie ihre schlanke Gestalt vornüberbeugen, und von dem vielen Büden hatte ein leichtes Rot ihre Wangen überhaucht. Das machte sie jugendlicher, mädchenhafter, und goß einen eigenen Liebreiz über ihre zarten Züge.

Endlich war die Toilette beendet und sie schlüpfte in den schlichten Mantel. Mit zitternden Fingern schloß sie die letzten Knöpfe.

Zimmer wieder hatte sie sich gesagt, daß sie nicht feig sein dürste; daß sie gehen müsse, und daß die Vergangenheit ja tot sei für sie und ihn; aber sie konnte es doch nicht verhindern, daß trotzdem fortwährend ein nervöses Frieren ihren Körper schüttelte. Dieses Unbehagen ließ sie auch nicht los, als sie mit einem letzten prüfenden Blick in den Spiegel ihr Täschchen mit den nötigen Nähgeräten ergriff und auf die Straße trat.

Einige Kinder, die draußen herumtollten, stürzten auf sie zu. „Guten Morgen, Nähhammchen!“ ertönte es zaghaft oder dreist, je nachdem man sich längere oder kürzere Zeit kannte, und

„Warte mal, du kleiner Hemdenmag, du erkältest dich ja!“ Sie kniete nieder, suchte sich aus dem Täschchen Nadel und Faden hervor und zog das Loch mit ein paar geschickten Stichen zusammen.

Selbstbewußt hielt der kleine, schmutzige Mann still, während die anderen Kinder in andächtigem Schweigen herumsaßen.

„So, jetzt troll dich nur weiter! — Heute abend läßt du dir das Loch von der Mutter ordentlich stopfen!“ Hanna Gromann gab dem Burschen noch einen freundlichen Klaps mit auf den Weg und ging weiter.

Hinter ihr verhallte allmählich der Jubel der Kinder, die schon wieder eifrig dem Spiel oblagen. Da mußte sie tief aufseufzen — und wußte selbst nicht warum.

Während sie an den Häusern des Bollwerkes entlangschritt, irrten ihre Gedanken wider Willen stets von neuem zu Gerd Paetow. Fünf Jahre pflegten einen Menschen nicht viel zu verändern. — Ob er noch das hagere, gebräunte Gesicht besaß und die Nargrauen Augen? — Urplötzlich stand sein Bild wieder vor ihr, so sie ihn zuletzt geseh'n, — damals. — Nicht mehr daran denken! — Sie preßte die Zähne aufeinander und ein harter Zug trat um ihren Mund. Fast gewaltsam wandte sie ihre Aufmerksamkeit dem wechselvollen Hafenbilde zu. Ein russischer Dreimastschoner lag am Pier vertäut. Auf der Back trocknet die Mannschaft ihre Wäsche. Schlaff und schwer hingen die buntgestreiften Hemden, die verblassenen Hosen in der nebeltrüben Luft. Aus der Kombüse stieg eine Rauchsäule empor; aber der Nebel war stärker; er preßte sie zur Seite, daß sie in langgestreckten, dünnen Schwaden über das Deck hinweg.

Hanna Gromann sog dies Bild in sich auf, als müßte alles, was heute an ihrem Auge vorüberzog, eine geheimnisvolle, schwerwiegende Bedeutung für sie gewinnen.

Auf einmal schraf sie zusammen. Sie befand sich schon vor Gerd Paetows Wirtschaft. Nun wünschte sie innerlich, der Weg hätte noch eine halbe, eine ganze — nein, viele Stunden gedauert. Unschlüssig blickte sie zu den aufgetrepten Fachwerkhäusern mit dem Weisschlag hinauf. Die Flaggen aller Herren Länder machten sich auf der großen Fensterscheibe breit, und in drei Sprachen verkündeten Aufschriften, daß man hier zu jeder Tageszeit warme Speisen haben konnte. Die Tür war angelehnt und nur gedämpft drang Lachen und Sprechen, überdönt von der blechernen Stimme eines Grammophons an das Ohr der Draußenstehenden.

Das junge Mädchen gab sich einen Rud und stieg die Treppe hinan. Dabei war es ihr, als trüge sie Bleiklumpen an den Füßen.

(Fortsetzung folgt.)



Walter Kandulski, der Ueberwinder des französischen Sturzfliegers Pegoud.

Unsere Bilder.

Walter Kandulski, der Ueberwinder des französischen Sturzfliegers Pegoud. Der Führer des Flugzeuges, welches Pegoud zum Absturz brachte, ist der 23 Jahre alte aus Berlin gebürtige Walter Kandulski.

Sprüche.

Die Kultur soll den Menschen in Freiheit setzen und ihm dazu behilflich sein, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

Gegen große Vorzüge eines andern gibt's kein Rettungsmittel als die Liebe.

Die Zugstraßen der Störche. Die deutschen Storchmarkierungen, die von dem Leiter der Vogelwarte Rossitten Professor Thienemann eingeführt sind, haben in den letzten Jahren eine Reihe von wertvollen Ergebnissen gezeitigt, über die A. Wesemüller in den letzten Hefen der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift zusammenfassend berichtet. Die Aluminiumringe, die von der Vogelwarte ausgegeben wurden und die mit genauer Bezeichnung des Datums und Ortes des Auflasses gefangenen Störchen an den Fuß gestreift wurden, sind in beträchtlicher Zahl nach der Erlegung des Tieres zurückgeschickt worden, und die Fundstellen, die an den verschiedensten Punkten der Landkarte von Europa und Afrika eingetragen werden konnten, geben wichtige Aufschlüsse über die Zugstraßen und die Flugweite der Störche. Selbst Eingeborene aus Afrika sind an der Ablieferung der Ringe mitbeteiligt. Das Ergebnis dieser Beobachtungen ist, daß die Zugstraßen innerhalb Europas zwei völlig verschiedene Hauptrichtungen zeigen, eine südöstliche und eine südwestliche, von denen jede aus einem System von Einzelstraßen für die verschiedenen Reviergruppen zu bestehen scheint. In diesem Bahnsystem, das den von Spanien über die Alpen bis zum Balkan sich erstreckenden Gebirgsbogen umgeht und in die von Seen, Sümpfen und Flüssen durchzogenen Tieflandgebiete Afrikas austrahlt, zeigt sich die Bedeutung von Höhenzügen, Strahlungen und größeren Wasserlinien für die Wegwahl als ein durch die Jahrtausende wirkender Faktor. Die Grenzscheide zwischen den beiden Richtungen in Deutschland, die von Prof. Thienemann in der Weser angenommen wurde, ist noch nicht sicher festgestellt. Für die südwestliche Richtung liegen über Spanien hinaus noch keine Meldungen von gefundenen Markierungen vor. Man kann jedoch nach anderen Mitteilungen annehmen, daß diese Linien zum Teil an der Atlantischen Küste hin weiter nach Westafrika führen, zum Teil auch von Gibraltar oder anderen Küstengegenden Südspaniens über das Mittelmeer hin sich im nördlichen Afrika verlieren. Man hat über die Meerenge von Gibraltar gewaltige Schwärme von Störchen ziehen sehen. Bis nach Südwestafrika ist der europäische Storch gekommen, der hier frühestens Anfang Dezember und zuletzt im Februar gesehen wurde. Ueber die südöstlich wandernden Störche sind Meldungen über Hunderte von Ringen bis 100 Kilometer vor der Südküste von Afrika erstattet. Die Fahrt geht zunächst an der Donau entlang zum Schwarzen Meer und über den Bosphorus kann an der kleinasiatischen Küste weiter,

nach Syrien und Palästina, wobei schon vorher manche Schwärme in gerader Richtung auf das Nildelta zu abschwanken, und vom Nil aus führen die nun wieder vereinten Bahnen mit Abzweigungen nach Osten und Westen stromaufwärts. Weiterhin liegen Fundstellen auf der Uferinsel im Viktoria Njansa; noch südlicher folgen solche bei Morogoro (westlich von Darassalam) und bei Fort Jameson (westlich vom Njassasee), und fern im Süden häufen sie sich wieder, so daß Transvaal und Natal bis zum Basutolande als die Hauptwinterquartiere dieser Störche zu erkennen sind. Der südlichste Findling war ein Storch, der im Juli 1910 bei Fogeln bei Görtiten in Ostpreußen gezeichnet und ein Jahr später im Kapland in der Gegend

in der Periode des Bruttriebes entfremdet Einjährige Störche und „Junggesellen“ — oder „Kraußtörche“, die nicht horsten, werden dagegen häufiger in größerer oder geringerer Entfernung von der ursprünglichen Heimat aufgefunden. Einjährige Störche, die noch ohne Nistorgen sind, „bummeln“ auch wohl noch den Sommer über in Afrika umher. Dagegen haftet der eigentliche Brutvogel unbedingt an der Scholle. So ergibt es sich, daß sich der Storchbestand einer Gegend vorwiegend aus den in ihr erbrüteten Jungen zusammensetzt.

Frize Volle. Eine Dame, die im Norden Berlins im Liebeswerk tätig ist, erzählt, daß sie eifrig bemüht ist, die kleinen Straßenbanditen von der Straße fort zum Bravsein, Spielschule und ähnlichem ungewohnten Dasein zu bekehren. Neulich trifft sie einen kleinen Bengel: „Karl“, sagt sie, „warum kommst Du nicht in unsere Spielschule? Viele von deinen Freunden sind schon da!“ — Karl sieht die Dame zweifelnd an. Dann fällt ihm etwas ein. „Sagen Sie mal?“ fragt er, „ist denn auch so'n Kleiner mit roten Haaren, schielt 'n bißchen, Frize Volle heißt er?“ — „Ja“, sagt die Dame, „gewiß, der ist da!“ — „Schön sagt Karl, „denn komm' ich morgen, den Kerl such' ich schon seit einer Woche!“

Gewissenhaft. Sachse: — „Ach, nähmen Sie mir 'sch nich for unguet — ich hab' hier eenen Fuhsack — derf ich den ooch als Handgebäd abgäben?“

Die Letzten noch nicht. Erster russischer General: „Die letzten Hebe waren nicht schlecht, die wir gekriegt haben!“ Zweiter russischer General: „Die letzten sind's leider noch nicht gewesen!“

Wie Adolf das Eisene Kreuz erwarb. Ein biederer Bayer schickte seiner Frau aus dem Felde sein Bild mit dem Eisernen Kreuz. Die Frau schrieb ihm, daß er doch wenigstens auch mitteilen möchte, wie er das Eisene Kreuz erhalten hätte.

„Das mit dem Eisernen Kreuz“, schrieb er, „das war sehr einfach: Der Major rief mich, ich mußte stillstehen, und der Feldwebel hat mir's angeheftet. Gruß Adolf.“

Kriegshumor. Musterung: „Ob mir etwas fehlt?! Asthma hab' ich, Herr Regimentsarzt, und Rheumatismus und magenleidend bin ich und nervenkrank und 'nen Blähals hab' ich und Gallensteine...“ „Wirklich?! Da wird ja der Heldentod eine wahre Erlösung für Sie sein! Tauglich!“

Rätsel.

Ganz sicher ruht' ich einst in einer Blume Schoß,
Da kam ein kleiner Dieb und baut' aus mir ein
sein Schloß,
Ein größerer Räuber kam, das Schloßchen zu
zerstören,
Und läßt mich nun die Glut verzehren.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.
Schulden.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten
Gesetz vom 19. Juni 1901. Verantwortl. Redakteur
Z. Kellen, Bredeneß (Kultur.) Gedruckt und heraus-
gegeben von Fredebeul & Roenen in Essen (Ruhr)



Das Dumagegebäude in Petersburg.

von East-London gefunden wurde. Eine weitere Frage, ob die Störche bei ihrer Rückkehr aus ihren Winterquartieren auch in ihre besondere Geburtsheimat, teilweise sogar ins alte Nest, zurückfinden, erfährt durch die Markierungen eine neue Beleuchtung. Es ist zwar noch kein einziges Beispiel nachgewiesen, daß ein markiertes Tier nach seiner Wanderfahrt das alte Nest wieder in Besitz genommen hätte. Wohl aber zeigten die Feststellungen, daß der Storch meistens in den alten Heimatgau zurückkehrt. Vielleicht versucht er auch, das Nest, in dem er aufwuchs, zu gewinnen, aber durch die Markierung konnte dies noch nicht festgestellt werden, da es sich bei der Markierung in der Regel um junge Störche handelt, die bei der Rückkehr von den älteren vom Neste weggebissen werden und weiterziehen müssen. Am wenigsten wird unser Storch seiner engeren Heimat